

Zeitschrift: Heimatekunde Wiggertal
Herausgeber: Heimatvereinigung Wiggertal
Band: 72 (2015)

Artikel: Heimat im Einsatz - Schwester Veronika
Autor: Fries, Anita
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-718873>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Schwester Veronika in ihrem aktuellen Heim in Ettiswil.

Foto Anita Fries

Heimat im Einsatz – Schwester Veronika

Anita Fries

Seit einigen Jahren lebt Schwester Veronika in Ettiswil, nachdem sie 40 Jahre in Tansania in einer Leprastation arbeitete, und damit ziemlich nahe ihrer ursprünglichen Heimat Luzern. Wobei eben – mit Schwester Veronika über Heimat zu reden, ist unmöglich, das ist nämlich etwas, was es für sie so nicht gibt, zumindest nicht so, wie man es sich vorstellen könnte.

In ihrer Primarschulzeit, vermutlich in der dritten oder vierten Klasse, also Anfang der 1930er-Jahre, sah Schwester Veronika zum ersten Mal ein Foto eines Aussätzigen. Damals war sie zu Besuch bei einer Schulkollegin, und gemeinsam schauten die beiden Mädchen eine Zeitschrift einer Missionsgesellschaft an. «Dieser Moment war entscheidend für meinen Lebensweg», sagt Schwester Veronika.

Ein Lebensweg, der vorerst aber von ganz anderen Gegebenheiten geprägt war. Geboren wurde Schwester Veronika in Luzern, wo sie gemeinsam mit zwei jüngeren Brüdern und ihren Eltern in einem Quartier bei der Hofkirche lebte. Sie erinnert sich gerne an diese Zeit und erzählt von den grossen Veränderungen des Quartiers, eigentlich der ganzen Stadt: Konnte doch früher noch geschlittelt werden, wo jetzt Häuser stehen und fahren noch Trams, wo jetzt Autos das Strassenbild prägen. Mit dem Ende der Schulzeit begann für Schwester Veronika das, was man als

Aussenstehende als «Weggehen von zu Hause» bezeichnen würde. Nach der Sekundarschule ging sie für ein Jahr nach Genf, um Französisch zu lernen. Bei einem der wenigen Urlaube in Luzern während dieses Jahres traf sie ihre ehemalige Lehrerin, welche sich nach ihrem weiteren beruflichen Lebensweg erkundigte. Da sich Schwester Veronika darüber noch keine grossen Gedanken gemacht hatte, vermittelte die Lehrerin ihr eine Lehrstelle, und so lernte sie Verkäuferin im Schirmgeschäft Kneubühler an der Reuss.

Bereits zu dieser Zeit wäre Schwester Veronika gerne ins Kloster gegangen, denn sie spürte, dass dies ihr eigentlicher Weg war. Der Tod ihres Vaters machte es aber notwendig, dass sie als Älteste für die Familie sorgte, die Brüder gingen noch zur Schule, und AHV gab es keine, die Mutter hatte also keine andere Unterstützung. So kam es, dass Schwester Veronika etwa zehn Jahre bei Kneubühler blieb, Schirme, Handschuhe und Strümpfe verkaufte und Mutter und Brüder versorgte.

Die Religion war in der Familie wichtig, Beten gehörte zum Alltag, und mindestens zweimal wöchentlich besuchte Veronika mit ihrer Mutter abendliche Andachten in der Hofkirche. Den Ruf, ihr Leben ganz Gott zu weihen und in ein Kloster einzutreten, hielt Veronika aber in sich verborgen. Erst als die beiden Brüder ihre Lehren abgeschlos-



Schwester Veronika 1962 in Venedig. Von dort ging es mit dem Schiff nach Daressalam, der Hauptstadt Tansanias, von wo sie ihre Wirkungsstätte mit dem Flugzeug erreichte.

sen hatten und nun ihrerseits für die Mutter sorgen konnten, entschied sich Veronika 1955 für den Eintritt ins Kloster. Dass das Kloster eine Missionsgemeinschaft sein musste, war aufgrund ihres langen Wunsches, Leprakranke zu pflegen, selbstverständlich. So trat sie der Gemeinschaft der Missionsbenediktinerinnen bei, die damals noch in Freiburg ansässig war. Von ihrer Absicht, nach Afrika zu gehen, sprach sie aber wohlweislich nie. «Alle, die in unserem Orden waren, wollten in die Mission, sonst wären wir ja nicht einer Missionsgesellschaft beigetreten. Aber selbstverständlich konnten wir nicht alle einfach gehen, wir wurden ja auch hier gebraucht», meint sie. Sie betrachtet es denn auch als grosses Glück, dass sie die Gelegenheit erhielt, nach Tan-

sanja zu gehen. 1962 war es tatsächlich so weit: Mit knapp 35 Jahren durfte Schwester Veronika nach Tansania reisen. Mit dem Schiff ging es in einer zweiwöchigen Reise durch den Suezkanal nach Daressalam und von dort in einem Inlandflug zur Missionsstation. In dieser Station, die einerseits von den Missionsbenediktinerinnen und andererseits von den Patres des Missionsklosters Uznach betrieben wurde, lernte Schwester Veronika die Landessprache Kisuaheli.

Schwester Veronika erzählt völlig unprätentiös aus ihrem bewegten Leben, all ihre Erlebnisse und Leistungen scheinen völlig selbstverständlich: als junges Mädchen für ein Jahr nach Genf, in eine fremde Stadt, an einen fremden



Abschied nehmen in der Leprastation in Tansania: Schwester Veronika vor ihrer Rückkehr in die Schweiz.

Ort – nicht etwa unter heutigen Bedingungen, sondern ohne Handy, Internet, E-Mail und Social Media.

Den lange und still gehegten Wunsch, Klosterfrau zu werden und in die Mission zu gehen nicht ausleben, sondern für die Ausbildung der zwei jüngeren Brüder und den Lebensunterhalt der Mutter sorgen? Dann später den definitiven und unwiderruflichen Entscheid fällen, ins Kloster einzutreten? Die Abreise nach Tansania? Schwester Veronika lacht nur ob meiner Fragen. Sie findet all dies nichts Besonderes, nicht der Rede wert. «Heimat?» Sie weiss es nicht, das ist keine Frage für sie. Was sie gemacht hat, hat sie gemacht. «Eine AHV gab es nicht, also schaute ich für die Familie. In die Mission gehen wollte ich

und durfte ich, also ging ich.» Und sie ging im Wissen, dass es keine Rückkehr in die Schweiz geben würde. Denn erst mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil Mitte der 1960er-Jahre erhielten die Schwestern der Missionsbenediktinerinnen die Möglichkeit, von ihrem Missionsort wieder in die Schweiz zurückkehren zu können. Auch hier reagiert Veronika auf mein ungläubiges Nachfragen mit einem herzlichen Lachen: Ein Gefühl des Verlustes von Heimat hatte sie nie, obwohl sie – das gibt sie zu – schon etwas geweint habe bei ihrem Klostereintritt. Der Glaube und der Herzenswunsch, schwerstkranken, armen Menschen zu helfen, liessen aber Fragen nach Heimat, Verlust von Altbekanntem und Vertrautem gar nicht erst aufkommen.



Mittags um zwölf Uhr werden die Medikamente verteilt. Sie müssen sofort geschluckt werden, damit ihre Einnahme sicher ist.

Beim Betrachten der Fotos aus Tansania könnte man denn pathetisch schreiben, wie Schwester Veronika hier, in der Leprastation, ihre wahre Erfüllung und Heimat gefunden habe. Denn ihre Augen strahlen, wenn sie vom Alltag mit den Kranken, dem Arbeiten mit den Kindern, dem Leben im tropischen Klima oder dem stetigen Ringen, für alle Patienten genügend Medikamente, Nahrung und Kleidung zu organisieren, erzählt. Aber so etwas zu behaupten, wäre falsch, denn ich realisiere, dass hier zwei verschiedene Vorstellungen oder Weltbilder aufeinanderprallen – Schwester Veronika kann nicht von einer Heimat erzählen. Wie ist das zu verstehen, nachzuvollziehen? Fast schon provokativ stelle ich die Frage, wie man fast 40 Jahre lang in einer Leprastation

mitten im Busch von Tansania leben, dann, mit 75 Jahren, wieder zurück nach Ettiswil kommen könne, ohne das Gefühl zu haben, irgendetwas zu verlieren, was bis anhin Halt, Geborgenheit und Sicherheit – Heimat eben – bedeutet hatte.

Schwester Veronika reagiert gelassen und erzählt von ihrem ersten Heimaturlaub nach zehn Jahren in Tansania, einem Urlaub, der durch die Entscheidungen des Vatikanischen Konzils möglich wurde. «Ich wurde von meinem Bruder am Flughafen abgeholt, besuchte ihn und seine Familie, worauf er mich nach Ettiswil ins Kloster brachte. Für die Rückreise nach Zürich zum Flughafen hatte er mir ein Billett gekauft. So sass ich denn im Zug und erschrak fürchterlich, als der Kondukteur kam, denn in



Schwester Veronikas liebste Aufgabe: Am Samstagvormittag kontrolliert sie die Schlafsäle der Kinder; dabei durfte sie jedem Kind eine Süßigkeit schenken. Fotos Familienbesitz

diesem Moment realisierte ich, dass ich in der zweiten Klasse sass. Der Kontrolleur konnte mich aber rasch beruhigen: Dritte Klasse gab es mittlerweile nicht mehr, in der zweiten Klasse zu sitzen, war völlig in Ordnung.»

Wieso diese Geschichte? Ich glaube, Schwester Veronika will nicht, dass über sie und das, was sie an Ausserordentlichem geleistet hat, geschrieben wird. Sie sieht sich selbst als Frau, die gemacht hat, was sie konnte und wollte. Dass sie unzähligen schwerstkranken, von der Krankheit aufs Unglaublichste entstellten Menschen half, und

dies ohne Angst davor, selbst angesteckt zu werden, das ist für sie nicht erwähnenswert. Dass sie bereit war, in der Schweiz alles aufzugeben, um dieses Helfenkönnen zu ermöglichen, das gehört ihrer Meinung nach einfach zu ihrem Leben, und dieses Leben lebt sie, egal, wo es für Schwester Veronika bestimmt ist.

Adresse der Autorin:

Anita Fries

Menznauerstrasse 2

6130 Willisau

E-Mail: anita.fries@edulu.ch